

## Die Gefühlswirkung der Begriffe.

Ein Beitrag zur psychologischen Erfassung der Geschichte  
der Philosophie.

Von

Jonas Cohn.

---

Man hat die Entwicklung des philosophischen Denkens einen dialektischen Process genannt. Man wollte damit sagen, dass sich die Gedanken jedes Philosophen aus dem von ihm vorgefundenen Stande der Probleme mit logischer Nothwendigkeit ergeben. So viel Wahres in dieser idealen Construction liegt, so sehr sie als regulatives Princip dienen kann, wenn es sich darum handelt, das Bedeutsame und Fördernde aus den Gedanken eines Philosophen herauszuschälen, so wenig wird sie den Erscheinungen der philosophischen Entwicklung in ihrer ganzen Complication gerecht. Vielmehr zeigen sich in diesen Zusammenhängen außer den logischen noch mannigfaltige andere Motive wirksam, welche wir, ohne noch etwas über ihre mögliche Natur auszusagen, als alogische bezeichnen können. Diese Motive entspringen der Gesamtheit der denkenden Persönlichkeit in ihrer historischen und individuellen Bedingtheit. Eine besondere Seite dieser Motive soll uns im Folgenden beschäftigen.

Wir haben uns bisher und werden uns auch im weiteren Verlaufe wesentlich mit den eigentlich philosophischen Problemen beschäftigen. Doch sei gleich von vornherein darauf hingewiesen, dass sich ganz ähnliche Verhältnisse auch in der Entwicklung der nicht philosophischen Wissenschaften aufweisen lassen, wenn auch nicht überall in gleicher Stärke.

Indem der Begriff gewisse einzelne Momente unserer Vor-

stellungen heraushebt und für sich betrachtet, verzichtet er als solcher auf die Möglichkeit, vorgestellt zu werden. Wenn wir mit Begriffen operiren wollen, so machen wir dies in der Weise, dass wir dem Begriff eine bestimmte repräsentative Vorstellung unterschieben, in derselben aber die im Begriffe nicht gesetzten, sondern nur zur Vorstellbarkeit nöthigen Determinationen als unwesentlich behandeln und bei unseren Schlüssen nicht berücksichtigen. So verfährt zum Beispiel der Mathematiker, wenn er Sätze, die vom Dreieck überhaupt gelten, an einem bestimmten Dreieck  $ABC$  beweist. Indessen kann als Repräsentant des Begriffes in unser Bewusstsein auch sein Zeichen eintreten. Ich erinnere an die Art, wie der Arithmetiker seine Buchstabensymbole benutzt. Je allgemeiner und abstracter ein Begriff ist, desto mehr wird diese Repräsentation durch das Zeichen statthaben. Als Zeichen dient nun in den weitaus meisten Fällen das durch die Sprache geprägte Wort. Dies Wort soll nur das bezeichnen, was ich als seine Bedeutung fixirt habe. Man sagt häufig, dies oder jenes folge aus einem Begriff, liege in einem Begriff. Sofern es sich hier nicht um Bestimmungen handelt, welche ich in der That bereits in den Begriff gelegt habe und nun nur aus gewissen Gründen besonders hervorhebe oder auf einen unter den Begriff subsumirten Fall anwende, ist dieser Ausdruck ungenau und, da er zu Irrthümern schwerwiegendster Art führen kann, verwerflich. Wenn ich z. B. ein Dreieck als eine von drei geraden Linien umschlossene ebene Figur definirt habe, so folgt der Satz, dass die Winkelsumme des Dreiecks zwei Rechte beträgt, nicht aus diesem Begriff allein, sondern erst unter Hinzunahme von anderen allgemeinen Bedingungen der Raumschauung; nach dem gewöhnlichen Beweis unter Hinzunahme der Sätze von den parallelen Linien. Wenn ich das Wirbelthier als ein Thier mit innerem dorsalem Skelet definirt habe, so folgt der Satz, dass jedes Wirbelthier ein dorsales Central-Nervensystem hat, nicht etwa aus dem Begriff des Wirbelthieres, sondern aus der Erfahrung, dass jene erst gesetzte Eigenschaft eines Thieres nie ohne diese zweite vorkommt. Durch solche Erfahrungen oder Deductionen mehren wir den Gehalt unserer Begriffe; sie erst machen uns die Begriffe werthvoll für das Erkennen.

So stellt sich der Begriff als ideale Forderung im Zusammen-

hange eines wissenschaftlichen Systems dar. In seiner historischen Wirklichkeit entspricht er dieser idealen Forderung nicht. Der Name, welcher den Begriff repräsentirt, verbindet sich vielmehr mit allerlei schwer controlirbaren Nebenvorstellungen und Vorstellungsbeziehungen, er gewinnt infolgedessen auch Beziehung zum Gefühlsleben. Er erhält einen gefühlsmäßigen Werth, der, ohne dem Denkenden immer zu klar eingestandenem Bewusstsein zu kommen, doch in seinem Denken die bedeutendsten Folgen hat. Auch in einen klaren wissenschaftlichen Begriff kann ein Gefühlston aufgenommen sein, man denke an »schön« »gut« und andere Werthbegriffe, aber dann ist der Gefühlston gewissermaßen rationalisirt; dieser Fall soll im Folgenden nicht berücksichtigt werden. Man könnte nun wohl sagen, dass jenes complexe Gebilde in seiner empirischen Getrübtheit nicht mehr den Namen Begriff verdient. Indessen wird es dann häufig schwer sein, in den Gedankenbildungen, wie sie uns überliefert sind, überhaupt reine Begriffe zu finden. Ich werde daher im Folgenden diesen empirisch getrübten Begriff ruhig als Begriff bezeichnen. Ein solcher Begriff ist dann gewissermaßen ein lebendes und sich veränderndes Gebilde. Eine der in der Lebensgeschichte dieses Gebildes waltenden Kräfte soll in dieser Arbeit betrachtet werden. Nicht die trotz ihrer Trivialität noch von Manchen bestrittene Wahrheit, dass alogische Motive in der Geschichte der Philosophie wirken, soll bewiesen werden, vielmehr soll über die Natur einer Seite dieser Motive näheres ausgesagt werden. Dazu ist zuerst zu betrachten, wie Begriffe Gefühlston erlangen, dann ist die Entwicklungsgeschichte einer solchen Gefühlswerthung zu verfolgen, endlich die Bedeutung, der Einfluss dieser Erscheinung zu untersuchen.

Ehe ich mich aber daran mache, die Gefühlsbeziehungen der Begriffe zu betrachten, möchte ich noch eine Forderung abwehren, die vielleicht an mich gestellt werden könnte, die Forderung nämlich, mich über meine Anschauung von dem Verhältniss der Vorstellungen und Gefühle zu erklären. Es genügt hier, wenn ich auf einen allgemein anerkannten Thatbestand hinweise. Wenn eine Vorstellung einmal mit einem Gefühle verbunden war, so ruft die Reproduction der Vorstellung häufig dies Gefühl wieder hervor. Wenn ich ein näheres Eingehen auf Theorien hier abweise, so ge-

schieht dies, weil das Folgende mit jeder möglichen Theorie bestehen kann.

Wenden wir uns nun dazu, zu untersuchen, in welcher Weise ein Begriff gefühlsmäßige Beziehungen erlangt. Dabei kommt zunächst sein Erkenntnisswerth in Betracht. Ein philosophisches Princip ist Erkenntnisquelle für all den Reichthum der Wirklichkeit oder soll es doch sein. Das Finden des Principis hat dem Denker Mühe gekostet und an das mühsam Errungene heftet sich unsere Zärtlichkeit. Soweit hier die Werthschätzungen sich auf die erkenntnismäßige Bedeutung des Begriffs beschränken, sind sie völlig berechtigt; aber sie führen leicht dazu, den Werth auf das durch den Begriff Bezeichnete zu übertragen. So werden ästhetisch-ethische Werthgefühle mit den philosophischen Principien verbunden. Diese Verbindung ist keine ganz ursprüngliche. Aristoteles tadelt einmal die alten Naturphilosophen, weil sie ihre Principien nicht für gut erklärt haben. Ueberhaupt müssen wir uns hüten, unsere überlieferten Werthbestimmungen auf die primitiven Denker zu übertragen. Man findet es z. B. öfters so dargestellt, als habe Anaximander seinem gestaltlosen unendlichen Urstoff eine pantheistische Vergötterung zu theil werden lassen. Wie falsch das ist, beweist jenes einzige Fragment, in welchem uns, wie es scheint, eigene Worte des milesischen Denkers aufbewahrt sind. Hier heißt es, dass die Einzeldinge in das Princip aufgehen müssen, um Strafe für ihre Ungerechtigkeit zu leiden. Die Hineintragung eines positiven Gefühlswerths in das Princip alles Seins ist erst später erfolgt. Es scheint mir, als habe bei dieser Werthbestimmung die Liebe eine Rolle gespielt, mit welcher der Philosoph den fruchtbaren Ausgangspunkt seines Erkennens umfasste. Dabei darf man nicht vergessen, dass dem griechischen Denker der besseren Zeit die Freude am Erkennen eine ungebrochene war. Wer sich dies völlig zum Bewusstsein bringen will, der lese die begeisterten Verse, mit denen Parmenides den Begriff des Seins einführt. Diese freudige Zuversicht auf die siegende Macht der Erkenntnis erhob sich auch nach ihrer ersten Bekämpfung durch die Sophisten wieder in ungetrübtem Glanze. Hier sind die Werthverhältnisse sehr complicirt. Das wahrhaft Wertvolle ist erkennbar, die Werthprincipien sind im Grunde

Principien klarer Erkenntniss. Was sich dem Erkennen nicht unterwerfen lässt, ist verdächtig, erhält eine negative Gefühlswerthung. So geht es dem Begriffe »unendlich«. Nur das Begrenzte vermögen wir zu erkennen. Die begrenzenden Principien sind die Principien der Ordnung und damit des Guten. Zuerst lässt sich diese Werthung bei den Pythagoreern nachweisen. Sie besteht aber dann bei Plato und Aristoteles fort. Bei Aristoteles muss die Welt begrenzt sein, weil sie vollkommen ist, weil das Unbegrenzte als unvollkommen gedacht wird. Dies Argument fühlt man, auch wo es nicht ausdrücklich aufgeführt wird, hinter den schwierigen Beweisführungen des Philosophen als treibende Kraft. So verwickelt sich der Erkenntnisswerth eines Begriffes mit anderen Werthen zu einer schwer controlirbaren Gefühlswirkung. Aehnliches wie für den Begriff »unendlich« ließe sich zum Beispiel auch für den Begriff »einfach« nachweisen.

Im Verlaufe der Geschichte des menschlichen Denkens werden die Begriffe immer abstracter und allgemeiner. Aber da die Namen der Begriffe dieselben bleiben, so spielen im Geiste der Denker die eigentlich ausgeschlossenen determinirenden Elemente weiter eine Rolle. Sie können ebenfalls zu eigenthümlichen Gefühlsbetonungen führen. Hier wäre an das Verhalten einiger neuerer Biologen gegenüber dem Begriff »Entwicklung« zu erinnern. Man hat sich etwa der Darwin'schen Selectionstheorie angeschlossen, man hat versucht, die organische Entwicklung mechanistisch zu erklären. Dadurch hat man den Begriff eines erstrebten Zieles aus dem Entwicklungsbegriff ausgeschlossen. Dann aber schleicht sich doch wieder der »Fortschritt« hinein, obwohl dieser Ausdruck nur da Sinn und Bedeutung besitzt, wo ein Ziel oder mindestens eine Richtung des Schreitens als werthvoll vorgestellt wird. Ist es hier ein ausdrücklich ausgeschlossenes Begriffsmoment, welches wieder hineingelegt wird, so ist in anderen Fällen ein Theil des unter dem Begriffsumfange Gedachten maßgebend. Wenn der philosophirende Botaniker Alexander Braun sich in eingehender Untersuchung damit beschäftigte, festzustellen, was bei der Pflanze das Individuum sei, so war es sicherlich der Werth der menschlichen Individualität, welcher ihn leitete.

Solche Verhältnisse werden erleichtert durch die Name der

Begriffe. Diese Namen sind entweder schon vom gewöhnlichen Denken oder von der vorangehenden philosophischen Entwicklung mit einem reichen und in Folge des wechselnden Gebrauchs ungleichartigen Inhalt versehen worden. Selbst wenn genau bestimmt wird, welcher begrifflichen Beziehung der Name zu dienen hat, was bekanntlich durchaus nicht immer geschieht, so schleichen sich doch im Verlaufe der Erörterungen sehr leicht die populären oder traditionellen Bedeutungen mit ein. Wie leicht gerade mit einer Bezeichnung sich eine gefühlsmäßige Werthung der bezeichneten Sache verbindet, ist bekannt. Man denke z. B. an »Schulmeister« und »Lehrer«. So gewinnen in der philosophischen Sprache Bezeichnungen wie »früher«, »höher«, auch wenn sie sich auf eine Priorität im Erkennen beziehen, sehr leicht die Nebenbedeutung des Vorzüglicheren. Dabei kann entweder durch den Namen ein Gefühlselement in den Begriff hineinkommen, oder der irgendwie schon mit Gefühlen verbundene Name kann einem Begriff mit der uneingestanden Absicht beigelegt werden, ein bestimmtes Gefühl für ihn zu erwecken. Man denke an die philosophischen Parteibezeichnungen.

Nachdem ich versucht habe, einige Motive, welche bei den Gefühlswerthungen der Begriffe maßgebend werden, zu entwickeln, sei es mir erlaubt, an einem bestimmten Beispiel die Schicksale einer solchen Gefühlsbetonung vorzuführen. Es wird kaum nöthig sein, hervorzuheben, dass es mir hier wie überall in diesen Betrachtungen fernliegt, in den Gefühlsbestimmungen das einzige oder auch nur das wesentlichste Motiv der angeführten begrifflichen Bestimmungen zu suchen. Nur ist es mir natürlich nicht möglich, in diesem Zusammenhange auf die anderen treibenden Kräfte, insbesondere auf den, durch alle Verhüllungen hindurch sich offenbarenden, logischen Fortschritt des Gedankens einzugehen. Als Beispiel für die Schicksale einer Gefühlswerthung wähle ich den Begriff unendlich<sup>1)</sup>.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie das Unendliche als Ungeordnetes, Unbestimmtes, Unerkennbares von den altgriechischen Denkern bis Aristoteles mit einer Nebenbestimmung des

1) Für die nähere Begründung des Folgenden möchte ich auf eine in Vorbereitung befindliche Arbeit über »die Geschichte des Unendlichkeitsproblems« verweisen.

Werthlosen gedacht wurde. Der siegesmuthige Verstand jener kühnen Pfadfinder im Reiche der Philosophie vergötterte gewissermaßen sich selbst und glaubte in dem, was er selbst am klarsten erfassen konnte, auch das wirklich Höchste zu erfassen. So wurde das Unerkennbare mit Misstrauen betrachtet. Aber das Denken wurde bald an sich selber irre. Die praktische Tendenz der späteren Schulen, die quietistische und rein negative Abzweckung des Skepticismus zeigen den Wendepunkt. Die Denker mussten geneigt werden, das Höchste, Göttliche, dessen sie bei der Ueberzeugung ihrer Schwäche um so mehr bedurften, als unerkennbar zu setzen, und wie könnte hierfür in dem Schatz der philosophischen Begriffe ein passenderer Ausdruck gefunden werden, als der des Unendlichen? Von den Neupythagoreern und Philo vorbereitet, wird diese Lehre vom Göttlichen als einem Unendlichen bei Plotin mit voller Energie durchgeführt. Nun fand aber diese Umwerthung nicht im bewussten Gegensatz zu Plato und Aristoteles statt. Vielmehr wurde an einzelne verwandte Lehren dieser Denker angeknüpft. Auch blieb die alte Werthung neben der neuen bestehen. Es wird so eine doppelte Unendlichkeit aufgestellt, eine Unendlichkeit aus Mangel, welche der Materie verbleibt, und eine Unendlichkeit aus unbegreiflicher Erhabenheit, welche dem Göttlichen zukommt. Aber mehr und mehr geräth jene schlechte Unendlichkeit in Vergessenheit, die Unendlichkeit überhaupt, wo sie auch auftritt, wird schließlich als werthvoll empfunden. Diese Vorstellung von Gott als dem absolut unendlichen Wesen geht auf die Kirchenväter und durch diese auf das Mittelalter über. In der Blüthezeit der Scholastik tritt nun aber wiederum der Beginn einer Wandlung ein. Man sucht sich verstandesmäßig dem Göttlichen zu nähern, und man glaubt, gerade in jenem Begriff des Unendlichen einen Angriffspunkt für eine solche Erfassung zu haben. So lehrt Thomas von Aquino, dass alles so weit erkennbar ist, als es actu, d. h. in Wirklichkeit, nicht nur der Möglichkeit nach, existirt. Gottes Unendlichkeit ist daher das am meisten Erkennbare, wenn sie auch von einem endlichen Geiste, dessen Schranken sie überschreitet, nicht adäquat erkannt werden kann. Die volle Unerkennbarkeit bleibt dann jener schlechten potentiellen Unendlichkeit der Materie.

Als nun die Philosophie die Bande der Tradition zu sprengen

begann, da machte diese Rationalisirung des Unendlichen weitere Fortschritte. Die Mystik, welche damals mächtiger wurde als je, legte mehr und mehr den Nachdruck auf das Wissen der Dinge vermittelt des Unendlichen; die Unerkennbarkeit des Unendlichen trat dagegen zurück. In der Entwicklung des Nicolaus Cusanus kann man dies verfolgen. In seinen späteren Schriften wird das Unendliche gleichzeitig Erkenntnißziel und Erkenntnißmittel. Bei ihm beginnt auch eine andere Uebertragung. Die Welt wird wieder als werthvoll empfunden und so wird ihr auch das Prädicat des Werthvollen beigelegt. Schon dem Cusaner ist die Welt unendlich und zwar von werthvoller Unendlichkeit, wenn auch diese Bestimmung immer wieder abgeschwächt wird. Klarer tritt der Zusammenhang zwischen Unendlichkeit der Welt und Weltvergötterung in Bruno's glühenden Schriften hervor. Gleichzeitig ist hier in der Rationalisirung des Unendlichen fortgeschritten. Vollendet wird diese Entwicklungsreihe durch Spinoza; hier fällt im Unendlichen Gott und Welt zusammen, und zugleich ist das Unendliche das am tiefsten Erkannte. Während also im Alterthum die Wandlungen im Vertrauen auf die Erkenntniß eine Umwerthung des Unendlichen zur Folge hatten, wurde beim neuerwachten Vertrauen auf das Erkennen vielmehr das Unendliche mit beibehaltener Gefühlswerthung rationalisirt. Es ist natürlich, dass bei veränderter Werthung der Begriff selbst nicht unangetastet derselbe bleibt. So hat der Begriff unendlich anfangs mehr der Unbegrenztheit räumlichen Fortgangs, nach der positiven Werthung mehr der unendlichen wirkenden Kraft gegolten. Doch blieb damit die andere Bedeutung immerhin verbunden und gewann z. B. bei Bruno wieder die Oberhand.

Da der Begriff, wie er in der Geschichte der Wissenschaften auftritt, ein complexes Gebilde ist, aus mannigfachen Beziehungen und Eigenschaften sich zusammensetzt, so kann natürlich die Verschiedenheit der Gefühlswirkung nicht ohne Einfluss auf seine Gestaltung bleiben. Sie wird stets zur Hervorhebung der Seiten führen, die ihr jeweilig entgegenkommen. Wo aber bei allen diesen Aenderungen die Ueberzeugung bestehen bleibt, dass es sich um die alten Begriffe handelt, da werden die widerstrebenden Seiten nicht vernichtet, sondern nur zurückgedrängt werden, und man wird ruhig von der Umwerthung und Umbildung des alten Begriffs reden dürfen.

Wenn wir uns die Bedeutung der Gefühlsbeziehungen philosophischer Begriffe klar machen, so treten sie uns zunächst als verwirrende Elemente entgegen. Aber sie können auch anregend wirken. Der Anstoß zu wichtigen Untersuchungsreihen kann von ihnen ausgehen. Alexander Braun's schon erwähnte Werthschätzung des Individuums im Pflanzenreiche durch Unterschiebung der vollen menschlichen Individualität führte diesen Forscher zu höchst wichtigen Untersuchungen über die Verzweigung der Pflanzen. An dem ungeheuren Eifer, mit welchem die neuere Biologie den Erscheinungen der Entwicklung nachgespürt hat, ist jene falsche Werthunterschiebung durch den Begriff des Fortschritts gewiss nicht ohne Einfluss geblieben. Ohne die traditionelle Werthschätzung des Unendlichen hätte Nikolaus von Cues kaum mit solchem Eifer sein Genie in den Dienst mathematischer Unendlichkeitsfragen gestellt, hätte Bruno kaum mit so glühendem Feuer die neue Auffassung der Sternenwelt vertreten.

In den Werthungen der Begriffe kommen zudem Probleme, wenngleich in unklarer, fast verstohlener Art, zum Ausdruck, welche trotz ihrer ungeheuren Wichtigkeit nur selten oder nie mit der gebührenden Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind. Nicht nur unserem ästhetischen und ethischen Schaffen und Urtheilen liegen Werthschätzungen zu Grunde, auch der Gang unseres Erkennens ist überall von ihnen geleitet. Man denke an die Forderung der Einfachheit erklärender Hypothesen, an den alten Satz, dass die Principien nicht ohne Noth zu vielfältigen sind. Alle Werthprincipien nun hängen innig zusammen, sind als solche nur aufzuzeigen, nicht zu beweisen. Die Aufgabe besteht überall darin, sie zur vollen Deutlichkeit des wissenschaftlichen Bewusstseins zu erheben. Geschieht dies nicht, so verderben sie die reine Klarheit der wissenschaftlichen Conception, ohne dabei selbst zu ihrem vollen Recht zu gelangen. Ein Beispiel wird die Sache etwas klarer machen. Man hat die Seele gern als einfach gesetzt und diese Bezeichnung mit Emphase vertheidigt. Im Hintergrunde schwebte dabei fast immer der Wunsch, aus der Einfachheit die Unzerstörbarkeit abzuleiten. Nur das Zusammengesetzte kann durch Auseinanderfallen seiner Theile aufgelöst werden, das Einfache bleibt als letztes Element stets unverändert. Man vergaß, dass dasjenige, was

man erhalten wollte, denn doch gerade jener hochcomplicirte Zusammenhang geistiger Bethätigungen war. Zu einem fast komischen Ausdruck gelangt die Verwechslung, wenn die Materialisten, um für die Sterblichkeit zu entschädigen, auf die Erhaltung von Kraft und Stoff hinweisen. Als ob uns an der Erhaltung der ungeformten Elemente irgend etwas gelegen sein könnte! Wenn man aus der Sehnsucht nach Unsterblichkeit die roheren Momente bei Seite setzt, so bleibt der Wunsch übrig, mit unserer Arbeit und Mühe, mit unserem Freuen und Leiden nicht ins Zwecklose zu versinken, sondern an unzerstörbaren Zusammenhängen Theil zu haben und mitzustreben. Es bleibt also, wenn man vom individuellen Lebensdurst absieht, der Wunsch nach ewiger Erhaltung der geistigen Werthe bestehen. Ob dieser Wunsch Berechtigung besitzt, ob die Art dessen, was wir von dem Weltzusammenhang wissen oder ahnen, für ihn Befriedigung hoffen lässt oder unser Sehnen unerbittlich vernichtet, das bleibt eine wichtige philosophische Frage. Bejahende und verneinende Antworten müssen hier in gleicher Weise discutirt und geprüft werden. Nur soll man wagen, der eigenen Consequenz ins Auge zu blicken und nicht Steine statt Brod geben. Die Einsicht in diese innere Natur unseres Sehns nach Unsterblichkeit wird mehr und mehr auch den mystischen Bann lösen, mit dem selbst heute noch der Begriff »einfach« in der Psychologie umhüllt ist.

So greifen die Gefühlswerthe überall mächtig in den Entwicklungsgang der Begriffe ein. Dieses Verhältniss macht die ohnehin wichtige Aufgabe einer klaren Darlegung der herrschenden Werthprincipien für jede künftige Philosophie nur um so dringender. Die Tragweite der geschilderten Verbindungen erstreckt sich übrigens weit über die angeführten Beispiele hinaus. In der Geschichte der Begriffe »Freiheit« und zwar sowohl im ökonomischen und politischen, wie im moralischen Sinne genommen, »nothwendig«, »zufällig«, »a priori«, »Vernunft«, »Erfahrung« u. s. w. werden sich ähnliche Verhältnisse nachweisen lassen. Ueberall empfängt der Denker Worte und Begriffe mit einer gewissen Werthung versehen, überall wird er diese Werthung je nach seiner Kraft und Individualität fortleiten oder verändern.